

Geistliches Leben in geistlicher Gemeinschaft und apostolischer Dienst

Barbara Albrecht, Belm

Einführung

Unser Thema könnte auch anders lauten: „Gebet und Arbeit“ oder „Geistliches Leben und weltlicher Dienst“. Doch träfe das nicht genau den springenden Punkt, um den es diesmal geht: das Spannungsgefüge von Gebet und Arbeit angesichts der Berufung in eine geistliche Gemeinschaft.

Ich möchte versuchen, sehr nüchtern die Situation zu skizzieren und der konkreten, ungeschminkten Wahrheit ins Gesicht zu sehen. Da das allein aber ja wenig nützt, möchte ich immer auch versuchen, Gründe anzudeuten, die vermutlich dazu geführt haben, warum die Situation so ist, wie sie ist. Und schließlich sollen ein paar Vorschläge im Hinblick auf die Veränderung der Situation zum Besseren zur Sprache kommen.

Zur Situation

In den letzten beiden Jahrzehnten haben fast alle geistlichen Gemeinschaften ihre Konstitutionen neu formuliert. Zum Teil sind sie wirklich so gelungen, daß etwas vom inspirierenden Geist des Herrn zu spüren ist.

In allen Konstitutionen, die mir bekannt geworden sind, finden sich selbstverständlich Abschnitte über die Gelübde, die Gemeinschaft, Gebet, Eucharistie und apostolischen Dienst... Mal steht der apostolische Dienst an erster Stelle, mal die evangelischen Räte, mal die Gemeinschaft, mal das, was zum geistlichen Leben gehört: Gebet, Eucharistiefeier... Aber meistens steht dies alles bloß nebeneinander. Selten ist ein Satz zu finden wie dieser, der ausdrücklich auf die Integration von Gebet und Gemeinschaft hinzielt: „Im gemeinsamen Gebets- und Gottesdienst wird Gemeinschaft und stellt sie sich dar.“ Und noch umfassender heißt es in den Konstitutionen einer anderen Gemeinschaft: „Unser Leben in der Sendung bildet eine Einheit: Gebet, Gemeinschaftsleben und apostolischer Dienst bedingen und befruchten einander.“ Genau um diese Integration geht es. Genau sie ist so schwierig!

Die Situation sei mit wenigen Strichen angedeutet. Zunächst das, was alle betrifft und bedrängt.

Fast alle apostolisch tätigen Gemeinschaften leiden, wie wir wissen, unter einem bedrohlichen Nachwuchsmangel. Dieser sieht in Zahlen so aus: 1984 gab es noch 48564 Schwestern, davon mehr als die Hälfte (26315) über 65 Jahre alt!

Im Durchschnitt scheiden durch Tod jährlich fast 2000 Schwestern aus. Dem stehen im gleichen Jahr nur 309 Ordenseintritte bei den caritativ und pädagogisch tätigen Gemeinschaften gegenüber – eine wahrlich alarmierende Zahl!

Daß aber nicht nur der böse Zeitgeist für den Mangel an Berufen verantwortlich gemacht werden darf, zeigt die Tatsache, daß es bei vielen kontemplativen Frauenorden ganz anders aussieht. Die insgesamt 2201 Schwestern (von ihnen sind 1220 unter und nur 981 über 65 Jahre alt!) verzeichnen 108 Novizinnen. „Hätten 1984 die aktiven Gemeinschaften im Vergleich zur Mitgliederzahl gleich viele Novizinnen gehabt wie die kontemplativen, so wären statt 309 Novizinnen 2487 eingetreten.“¹

Diese Zahlen sollen nun nicht etwa zur Resignation verleiten. Nachfolge Jesu Christi wird bis ans Ende der Zeiten weitergehen, wenn auch vielleicht in anderen Formen und stärker in anderen Ländern der Erde. Der Ernst der gegenwärtigen Situation bei uns zu Lande ist jedoch unverkennbar. Man kann sich ihm nicht dadurch entziehen, daß man meint: „Die kontemplativen Gemeinschaften stehen eben nicht wie wir unter dem Druck von Arbeit.“ Ich möchte mit Nachdruck darauf hinweisen, daß kontemplative Gemeinschaften heute nicht selten auch bei uns schon um ihre Existenz ringen müssen und sich der „Klosterstreß“ (C. Bamberg) sogar bis ins Offizium auswirken kann. In wenigen Stunden wird in vielen Klöstern ein unerhört konzentrierter und bis auf die Minute fordernder Arbeitseinsatz geleistet – und das neben fast sieben Stunden eines wahrlich anspruchsvollen, anstrengenden und absolut verpflichtenden Gebetsdienstes. Und dennoch sieht die Nachwuchssituation bei vielen kontemplativen Gemeinschaften unvergleichlich günstiger aus als bei den meisten jener Gemeinschaften, die im apostolischen Einsatz wirken. Diesem Problem müssen wir uns stellen.

Unter den vielen Gründen dafür, daß es so ist, spielt meines Erachtens die gelungene oder eben oft nicht gelungene Integration von Gemeinschaft, Gebet und apostolischem Dienst eine zentrale Rolle. Ich möchte diese Vermutung anhand von sehr unterschiedlichen Einzelfällen noch erhärten. Die Beispiele entstammen Gesprächen mit Schwestern aus den verschiedensten Bistümern. Selbst wenn sie also nicht in der je eigenen Gemeinschaft vorkommen, sollen sie doch den Blick für das Gesamtproblem schärfen.

– Eine jüngere, kontaktfähige und in ihrem Ordensleben trotz aller Krisen glückliche Schwester hatte sich lange einer Krankenpflegeschülerin gewidmet, die zu erkennen gab, daß sie vielleicht eintreten möchte. Gemeinsames Gebet und manches Gespräch, auch eine große Aufgeschlossenheit der Ordensleitung hatten die Berufung erhärtet. Das junge Mädchen trat dennoch in einer anderen, nämlich in eine Gemeinschaft mit ewiger Anbetung ein. Für sie sei das erste nun einmal Christus und ihre Berufung zum Gebet. Sie könne

¹ Informationszentrum Berufe der Kirche, Freiburg, Bericht 1983; inzwischen Dokumentation 1985 und neue Berechnung der Verhältnisse durch den Leiter des Informationszentrums für Berufe der Kirche, Freiburg.

Nachfolge Christi so „verschuftet“ und mit einem pausenlosen Einsatz auf Station nicht riskieren. Sie brauche einfach mehr Luft zum inneren geistlichen Leben, um es ein Leben lang durchhalten zu können. Denn ihre Berufung sei zuerst die zur Ordensschwester. Andernfalls würde sie ja freie Krankenschwester bleiben können.

– Eine Schwester im pastoralen Einsatz. Da dieser Dienst sich heute vor allem abends vollzieht, ist sie Abend für Abend draußen. Auch an den Wochenenden ist sie voll im Einsatz. Die hl. Messe feiert die Schwester nur noch in der Gemeinde mit. Der Kontakt mit ihrer Gemeinschaft ist inzwischen auf die Mahlzeiten und Übernachtungen zusammengeschrumpft. Kaum je noch nimmt sie teil am gemeinsamen Offizium. Kaum je noch ist sie in der gemeinsamen Rekreation zu finden.

Die Schwestern im Haus mißbilligen diese Situation immer schärfer. Die Schwester im Seelsorgedienst jedoch bleibt inzwischen auch dann weg, wenn sie an sich in den Konvent kommen könnte. Sie flieht geradezu in die Aktivität draußen, in das, was sie „Selbstverwirklichung“ nennt und was zugleich den Erwartungen von Pfarrer und Gemeinde entspricht. Zeitmangel für das Gebet und Leben in der Gemeinschaft empfindet sie nicht mehr als Verzicht.

Angesprochen auf die Situation, erklärt sie, man verstehe und werte im Konvent ihre Arbeit nicht. Außerdem: was sei denn das für ein Gemeinschaftsleben, wenn die Schwestern Abend für Abend weit über die Tagesschau hinaus am Fernsehen säßen. Da wären ihre Hausbesuche bei Problemfamilien, der Caritas-Kreis und die Jugendgruppe, der Bibelkreis und die Pfarrgemeinderatssitzung doch wohl eindeutig wichtiger. Und dienstlich sei dies alles ja sowieso von ihr gefordert.

– Eine Schwester im pädagogischen Einsatz in der Schule. Streß vom Morgen bis zum späten Abend. Denn der Unterricht zieht ja Konferenzen nach sich, oft sehr schwierige Gespräche mit Schülerinnen, Elternversammlungen u. a. m. Die äußerst anspruchsvolle Vorbereitung des Unterrichts, das Korrigieren von Arbeiten... verschlingt ebenfalls Zeit. Was dann noch bleibt, ist notwendig zur eigenen Weiterbildung und zur individuellen Erholung. Obwohl man unter einem Dach lebt, bleiben das Leben in der Gemeinschaft und ein Einsatz für die Gemeinschaft immer wieder auf der Strecke. Ja, auch das gemeinsame Gebetsleben, die Gottesdienste dürfen für diese Schwester nur ein Minimum an Zeit beanspruchen. Wehe, wenn etwa die Messe zwei Minuten länger dauert! Dann bricht nicht nur sie auf, sondern eine nach der anderen. Eine Gebetsatmosphäre kann so natürlich nicht wachsen. Wären nicht die alten Schwestern noch da, die in aller Stille tragen und mittragen – es wäre noch schlimmer um diese und viele andere pädagogisch tätige Gemeinschaften bestellt.

– Eine Schwester in der Familienpflege. Der Vater in der Einsatzfamilie muß zur Frühschicht, die Mutter ist im Krankenhaus. Verwandte, die die kleinen Kinder beaufsichtigen könnten, bis die Schwester kommt, sind nicht da. Also muß sie für Wochen vor Laudes und Messe weg. Sie ist nahezu ganztägig au-

ßer Haus, außerhalb der Gemeinschaft; und außer sonntags ist sie auch ohne Gottesdienst, denn im näheren Umkreis gibt es keine Kirche, in der eine Abendmesse gefeiert wird. Wenn die Arbeitszeit des Mannes sich verschiebt, muß die Schwester sich entsprechend anders einrichten und ihren Dienst den Gegebenheiten anpassen. Doch Anpassung erwartet man ja sowieso von einer Schwester. Das bedeutet, daß nicht nur in besonderen Notfällen, sondern auf Dauer immer und wie selbstverständlich zuerst am Gottesdienst, an den gemeinsamen Gebetszeiten und am gemeinsamen Leben in der Kommunität gespart wird. Was für die Schwester, an die ich denke, zunächst ein Leid war, wurde langsam für sie zur Gewohnheit. Die Quellen ihrer geistlichen Berufung sind inzwischen wie versiegt. Sie gilt bei den Leuten der Gemeinde als Arbeitskraft, die unbegrenzt verfügbar ist. Und das muß man ja auch als Christ und vor allem als Ordensschwester sein – so meinen jedenfalls viele und nutzen die Schwester weidlich aus. Von ihr selbst als Ordensfrau aber geht inzwischen nichts mehr aus. Das gemeinsame Leben bedeutet ihr wenig bis nichts mehr. Mahnungen der Ordensleitung prallen an ihr ab wie Wasser an der Ölhaut. „Die Oberen können gut reden. Die haben ja keine Ahnung!“

Derartige Fakten lassen sich beliebig vermehren. Sie alle haben mit dem Problem der verlorengegangenen Integration von Gemeinschaftsleben, Gebet und apostolischem Dienst zu tun und führen unabweislich zu der Frage: Wie kann eine Schwester unter solchen Umständen ihre Berufung so durchhalten, daß sie selbst und die Gemeinschaft auf Jesus Christus hin und von ihm her noch geistlich lebendig bleiben? Die Gemeinschaft als Lebensgemeinschaft, Gebetsgemeinschaft und Dienstgemeinschaft – das alles gehört ja elementar und bleibend in die Berufung von Ordenschristen hinein. Anders gesagt: Die Gemeinschaft, in die man eingetreten ist, ist ebensowenig ein Anhängsel des Ordenslebens wie gemeinsames Offizium, gemeinsamer Gottesdienst und apostolischer Dienst. Das eine lebt vom anderen und stirbt deshalb auch mit dem anderen!

Und eine benachbarte Frage: Wie sollen junge Menschen, die vom Ruf Christi getroffen sind und ihren göttgewollten Lebensweg suchen, noch von einem Ordensleben angezogen werden, das im Hinblick auf Gebet und Gemeinschaft nahezu ausgezehrt ist?

Anders als vor hundert Jahren, da es die caritativen, pädagogischen und pastoralen Dienste für Frauen außerhalb von religiösen Gemeinschaften noch kaum gab und die Einbettung des Menschen in gemeinsame geistliche Lebensvollzüge noch vorgegeben und gesichert war, ist das Grundlegende auch der Berufung in einen apostolischen Dienst heute zuerst die ausdrückliche Berufung in das Zusammensein mit Christus und ein gemeinsames geistliches Leben. Das entspricht dem Uranfang von Berufung und Sendung genau: „Er rief zu sich, die er wollte, daß sie mit ihm zusammen seien... Später sandte er sie“ (Mk 3,13f.).

Schon junge Menschen spüren zudem heute oft deutlich, daß der Dienst von Ordenschristen (und Priestern) eigentlich „irgendwie anders“ sein müßte als

der von „den anderen“. Gemeint ist (auch ohne Worte) das Wasserzeichen des unterscheidend Christlichen in allen Tätigkeiten von Ordensleuten (und Priestern): daß sie das, was sie tun, bleibend in Christus und seinem Geist tun, von ihm geformt und lebendig durchpulst. Aber solche Formung kommt nicht von selbst und bleibt nicht von selbst. Sie verlangt mehr denn je nach dem entschiedenen Kampf jedes einzelnen Gliedes einer geistlichen Gemeinschaft gegen alles, was die Quellen von Berufung und Sendung in ihm selbst und im Konvent versanden läßt. Jeder einzelne hat vor Gott und der Gemeinschaft eine große Verantwortung für das geistliche und menschliche Gemeinwohl.

Die haushohen Probleberge, vor denen vor allen die apostolisch tätigen geistlichen Gemeinschaften stehen, lassen sich nur mit Gott und in einem immer bewußteren gemeinsamen Leben aus den Quellen bewältigen. Nur „mit dir erstürme ich Wälle, mit meinem Gott überspringe ich Mauern“ (Ps 18,30), Mauern von Problemen! Kraft zu solchem Sprung, zu solcher Bewältigung von Hindernissen aber strömt aus den Quellen des Heils, aus Wort und Sakrament. Sie erreicht uns im Gottesdienst, in der Betrachtung und Anbetung, im gemeinsamen Offizium, im gemeinsamen Leben, und läßt die Frucht des Geistes reifen.

Und umgekehrt: diese Frucht des Geistes: Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Milde und Selbstbeherrschung (Gal 5,22) lebt von den genannten geistlichen Quellen. Sie ist nur in der geistlichen Gemeinschaft selbst zu gewinnen und ist wahrlich mehr als ein bloßes „Seid-nett-zueinander!“. Am stärksten wird dieses „Mehr“ in der Eucharistiefeier erfahrbar. Denn da geht es um Selbsthingabe des Herrn für uns, eine Selbsthingabe, die die unsrige im Dienst für die anderen befruchten will. Einmal mehr zeigt sich daran die Wesenseinheit von Gottesdienst und Menschendienst, die ein Christ, insbesondere ein Ordenschrist nicht ohne ernsten Schaden für sich, die Gemeinschaft und die ihm Anvertrauten verletzen kann.

In Altötting hat der Heilige Vater 1980 in seiner Ansprache an die Ordensleute in großer Güte die Frage gestellt: „Warum wird euer Dienst so geschätzt? Nicht nur wegen eurer fachlichen Tüchtigkeit; nicht nur weil ihr dank eurer Lebenswahl mehr Zeit schenken könnt; sondern in erster Linie deshalb, weil die Menschen spüren, daß durch euch ein Anderer wirkt. Denn in dem Maß, in dem ihr eure volle Hingabe an den Herrn lebt, teilt ihr etwas von ihm mit; und nach ihm verlangt letztlich das menschliche Herz... In euch kann ihnen aufleuchten, daß, wer sich hingibt, den Sinn seines Lebens gefunden hat“ (vgl. Mk 8,35).²

Wie weit sind wir uns dieser Zusammenhänge noch bewußt? „Euer Ja, vor Jahren oder Jahrzehnten gegeben, muß dem Herrn immer neu bekräftigt werden. Dazu braucht es das tägliche Hineinhorchen in das Geheimnis des je größeren Gottes, das tägliche Eingehen auf seine gekreuzigte und kreuzigende Liebe. Nur er kann das Geschenk der Berufung in euch lebendig erhal-

² in: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 25, S. 160f.

ten. Nur er kann durch seinen Geist die immer wieder erfahrene Schwäche überwinden.“³

Da der Papst weiß, daß die Quellen geistlichen Lebens in der mitteleuropäischen Wohlstandskirche gerade unseres Landes nur noch spärlich fließen und unerhört gefährdet sind, ja zunehmend rasch „verdunsten“, hat er in seiner Ansprache – anders als in allen anderen Ansprachen an Ordensleute in den ersten drei Jahren seines Pontifikates – aufgerufen zum Kampf: „Gerade heute, vielleicht mehr denn je, braucht das Reich Gottes, das ‚Gewalt leidet‘ (vgl. Mt 11,12), neue ‚Kämpfer‘, den Versuchungen und Anforderungen unserer Zeit entsprechend. Es will sie finden in euren Klöstern und Gemeinschaften, vom gemeinsamen Leben geformt und getragen. Seid überzeugt, daß solche großherzigen Männer und Frauen neue Generationen nach sich ziehen werden, die Christus nachfolgen und ‚das Angesicht der Erde erneuern‘ (Ps 104,30) – auch heute und morgen!“⁴

Was dieser Kampf grundsätzlich verlangt und was er im einzelnen konkret fordern kann, wollen wir nun betrachten.

Kampf um den Quellbereich

Schon die alten Römer wußten, daß eine Vereinigung von Menschen nur durch die Kräfte zusammengehalten und in Zeiten der Zerfalls erneuert werden kann, aus denen es am Anfang zur Gründung der jeweiligen Vereinigung kam. Diese Erkenntnis ist gültig auch für geistliche Gemeinschaften. Wenn sie nicht den Mut haben, gegen den Strom zu schwimmen und sich auf die Quellen ihrer Existenz zu besinnen, dann trocknen diese Quellen aus, und aus der geistlichen Gemeinschaft wird ein quasi weltlicher Berufsverband. Darum die ständige Ermunterung und Ermutigung Papst Johannes Pauls II.: Kümmert euch um das Charisma eurer Gründer und Gründerinnen! Was hat sie bewogen, diese Gemeinschaft zu gründen? Welches waren die geistlichen Prägekräfte, auf die sie Wert legten, auf die sie, wie auf tragende Pfeiler im Fundament, ihren geistlichen Bau errichtet haben?

Der Grund, auf dem sie bauten, war ein einziger: Jesus Christus, sein Ruf, sein Geist, seine Sendung! Und sie haben oft unter größten Schwierigkeiten und Opfern auf diesem Grund „mit Gold, Silber und kostbaren Steinen“ gebaut (1 Kor 3,11). Ihr Bau ist gelungen, die Gründung hat sich in vielen Stürmen bewährt – solange die Glieder der Gemeinschaft dem Geist des Herrn und des Gründers und dem gemeinsamen geistlichen Leben in der Nachfolge Jesu (sei es in marianischer, benediktinischer, franziskanischer, ignatianischer, karmelitanischer, schönstättischer... oder welcher spirituellen Färbung auch immer) den Vorrang gaben vor allem Tun.

³ a.a.O. 159

⁴ a.a.O. 162

Immer wieder weist darum der Heilige Vater auf den Primat des Seins vor allem (noch so notwendigen) Tun hin. Am dichtesten wirken auf mich in dieser Hinsicht nach wie vor seine Worte an die Irischen Ordensleute aus dem Jahr 1980: „Denkt immer daran, daß das (erste) Wirkungsfeld eures Apostolates euer persönliches Leben ist. Hier muß die Botschaft des Evangeliums zuerst verkündet und gelebt werden. Eure erste apostolische Pflicht ist eure eigene Heiligung. Kein Wandel im Ordensleben hat irgendeine Bedeutung, wenn er nicht auch in eurer eigenen Umkehr zu Christus besteht. (Kein Apostolat), keine Bewegung im religiösen und Ordensleben hat irgendeinen Wert, wenn sie nicht auch eine innere Bewegung ist, hin zu der ‚stillen Mitte‘ eurer Existenz, wo Christus wohnt. Nicht was ihr tut, zählt am meisten, sondern was ihr – als gottgeweihte Frauen – seid.“⁵

Die Priorität des Seins vor dem Tun anzuerkennen, sie zu stärken und an ihr festzuhalten nicht nur in der Theorie, sondern in der Praxis – das fordert ungeheuer viel Kampf. Das fordert das ‚agere contra‘, das Gegensteuern gegen den Zeitgeist, für den das Sichtbare, pausenlose Aktionen, Betriebsamkeit, statistisch nachweisbare Erfolge und dergleichen immer wieder mehr zählen als das Unsichtbare, das Sein des Menschen und dessen Leben und Formung. Dieser Zeitgeist hat sich fest eingenistet auch in der Kirche unseres Landes, in Gemeinden und geistlichen Gemeinschaften, ja in vielen einzelnen ihrer Glieder. Diejenigen jedoch, die daran erinnern, daß für Menschen in geistlichen Gemeinschaften (und kirchlichen Berufen) noch andere Werte zählen, ja Priorität haben müssen, ernten oft nur eine Flut erregter Aggressionen oder ein müdes Lächeln. Ja, zum ‚agere contra‘ gehört Mut von seiten aller Beteiligten: nicht nur der Oberen, sondern auch der einzelnen Schwester. Wenn sich geistliche Gemeinschaften weiterhin lautlos verwandeln in bloße Arbeitsgemeinschaften mit ein wenig religiöser Verbrämung, weil niemand mehr den Mut aufbringt zum Stop und zur Umkehr zu rufen, so wäre das nicht nur Verlust, sondern Verrat an geistlichen Berufungen, an der Kirche und letztlich am Rufer Jesus Christus selbst. Der geringe Nachwuchs auf seiten der apostolisch tätigen Gemeinschaften hat ganz sicher auch zu tun mit dem ‚Verlust an Eigen-Art‘ (I. F. Görres) vieler Ordensleute. Sie sind kein ‚Fragezeichen‘ mehr für die Menschen (R. Voillaume). Der Nachwuchsangel könnte darum ein geradezu erregendes Rufzeichen des Herrn sein, daß wir nicht länger lamentieren und die Schuld nur auf andere abwälzen, sondern endlich den Mut aufbringen zum Kampf um die Erhaltung bzw. Wiedergewinnung der Einheit von geistlichem Leben, Gemeinschaft und Apostolat.

Auch in diesem Bereich ein paar konkrete Hinweise.

– In einem der modernen Krankenhäuser, in dem noch Ordensschwestern tätig sind (fast alle über 65 Jahre alt!), schien es völlig undenkbar zu sein, daß die Schwestern wöchentlich einen freien Tag nahmen. Als die Oberin davon anfang, stieß sie auf die geschlossene Abwehr der Schwestern. Auch die Chef-

⁵ in: Johannes Paul II., Gottgeweihtes Leben, Vallendar-Schönstatt 1982, Nr. 22, S. 96

ärzte argumentierten damit, die Schwestern seien unentbehrlich. Die Oberin aber spürte, daß die Schwierigkeiten mit den Laienkräften auf Station zu einem hohen Teil daher rührten, daß die Ordensschwwestern überreizt, ausgepumpt, mißmutig, erschöpft, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, tagaus tagein, jahraus jahrein anwesend waren. Die freien Schwestern ihrerseits waren allmählich davon überzeugt, daß die Ordensfrauen ihnen nicht zutrauten, zuverlässig und gut zu arbeiten. Die Stimmung war, wie man sagt, unterm Strich. So ließ die Oberin denn nicht nach, immer wieder anzuregen: Wenn die Ordensschwwestern übers Wochenende für die Laien einspringen, müssen diese jeweils am Mittwoch das gleiche für die Ordensschwwestern tun. Dieser Tag soll ganz frei sein für Erholung, für die Erfahrung von schwesterlicher Gemeinschaft, für Anregungen zum geistlichen Leben (gemeinsame Bildbetrachtung, gemeinsames Schriftgespräch, Singen u. a. m.).

Drei Jahre hat die Oberin gebraucht, bis sie die Widerstände bei allen Beteiligten abgebaut hatte. Heute möchten die Schwestern ihren freien Tag nicht mehr missen. Sie sind sehr viel gelöster, menschlich umgänglicher geworden. Der Kontakt zu den freien Schwestern ist gut. Die Ärzte haben gelernt, sich mit ihren Ordensschwwestern zu freuen und erinnern sie oft ausdrücklich daran: „Schwester, morgen will ich Sie auf Station nicht sehen. Nutzen Sie Ihren freien Tag!“ Es geht also doch!

– Auch Mutter Teresa kämpft, und zwar nicht nur gegen das weltweite Elend, sondern um die geistliche Berufung ihrer Schwestern mitten in diesem Elend. Sie hat klar erkannt, daß das Unverwechselbare der christlichen Nächstenliebe und jeglichen Apostolates unmöglich durchzuhalten ist, wenn die Schwestern nicht Menschen des Gebetes sind. „Je mehr wir im stillen Gebet empfangen, desto mehr können wir im tätigen Leben geben.“⁶ Darum hat sie in ihrer Regel außer der täglichen Eucharistiefeyer auch eine Stunde täglicher Anbetung festgesetzt. Nur von dieser Quelle her kommt es ja zur Einheit zwischen Gebet, Gottesdienst und Arbeit.

Sie sagt das so: „In der heiligen Kommunion haben wir Christus in der Gestalt von Brot. In unserer Arbeit finden wir ihn in der Gestalt von Fleisch und Blut. Es ist derselbe Christus.“⁷ Wenn die Schwestern davon lebendig erfüllt sind, bezeugen sie in aller Arbeit das unterscheidend Christliche und wehren so der Nivellierung von Ordensschwwestern zu bloßen Sozialarbeitern. Mutter Teresa legt auf die Erkennbarkeit des christlichen Apostolates bei ihren Schwestern allergrößten Wert. Sie schätzt das, was die Behörden tun. Die können gar nicht genug tun. Aber, so sagt sie, „was sie und die Schwestern zu bieten hätten, sei etwas anderes – christliche Liebe“.⁸ Und der Bezeugung eben dieses Anderen dient ihre Sorge um die Reinerhaltung der Quellen geistlichen Lebens für ihre Schwestern.

6 M. Teresa: Geistliche Texte, Topos Tb 58, Mainz 1977, 14

7 M. Muggerridge: Mutter Teresa, Missionarin der Nächstenliebe, Freiburg ⁸1975, 63

8 vgl. M. Muggerridge, a.a.O. 21f.

– Die Schwierigkeiten mit der Schwester im pastoralen Einsatz sind so ausgegangen: Die Oberin hatte den Mut, sowohl mit dem Pfarrer als auch mit der Schwester zu kämpfen. Sie war sich klar darüber: Pfarrer und Gemeinde können nicht erwarten, daß eine Ordensschwester der eigenen Gemeinschaft so entzogen wird, daß die Berufung darüber zerbricht. An vier von sieben Abenden in der Woche gehört die Schwester in die Gemeinschaft, so hat sie dem Pfarrer erklärt. Die Schwester kann aussuchen, welche Abendveranstaltungen ihr besonders dringlich erscheinen. Aber von seiten des Pfarrers und der Gemeinde kann mehr nicht erwartet werden. Sonst ist ein pastoraler Dienst von Ordensschwestern in dieser Gemeinde nicht möglich.

Der Pfarrer wurde sehr nachdenklich. Daß die Schwester nicht pausenlos verfügbar ist und eine geistliche Berufung gepflegt und am Leben erhalten werden muß mit Hilfe jener Quellen, aus denen sie entstand, das hatte er bisher nicht bedacht – auch für sich selber nicht! In dieser Gemeinde gibt es inzwischen gemeinsame Dienstbesprechungen, bei denen ganz klar Prioritäten gesetzt werden: wo es unbedingt notwendig ist, daß der Pfarrer oder die Schwester anwesend ist und wo nicht. Ja, es hat eine pastorale Erziehungsarbeit an der Gemeinde eingesetzt, und es kommen Fragen zur Sprache wie die: Aus welchen Quellen leben wir selbst als Christen eigentlich? Was müssen wir als Familie, als Jugendliche, als Pfarrer, als Seelsorgeschwester tun, um diese Quellen zu schützen und zu stärken? Wo müssen wir in unseren Vereinen und Gruppen und als einzelne z. B. unsere völlig überzogenen Erwartungen, daß Pfarrer und Schwester bei jedem Jubiläum und anderen Ereignissen dabei sind, abbauen?

Doch die Oberin mußte gewissermaßen einen Zweifronten-, ja eigentlich sogar einen Dreifrontenkampf führen. Denn mit der Schwester und dem Konvent ging es viel schwieriger. Aber sie gab nicht auf. Und inzwischen sieht die Schwester tiefer, wovon ihre Berufung eigentlich lebt und was sie gefährdet. In vielen Einzelgesprächen hat sie einsehen gelernt, daß die Oberin nicht gehen sie steht, sondern im Gegenteil ‚für‘ sie und ihre Berufung kämpft, wenn sie ihre Aktivitäten in der Gemeinde beschneidet. Die Schwester hat inzwischen auch neue Gebetserfahrungen beim gemeinsamen Offizium gemacht. Wenn auch mühselig und langsam bejaht sie das, was M. Delbrêl so formuliert hat: „Für das Unerläßliche, für das im Leben geliebter Menschen oder im eigenen Notwendige findet man immer Zeit. Also werden wir die Zeit zum Gebet... nur finden, wenn wir sie als notwendig erachten“, als lebensnotwendig.⁹ Der Schwester ist inzwischen klar, daß man die Zeit zum Beten findet, wenn man an die Bedeutung des gemeinsamen Gebetes auch wirklich glaubt und Zeit dafür haben will. Schließlich hat sie auch begriffen, daß Liebe, die immer nur selber haben will, nichts anderes ist als Konsum. Christliche Liebe aber will nicht zuerst haben, sondern hingeben. Mit dieser Einstellung ist es ihr gelungen, eine gewisse Findigkeit zu entwickeln, wie sie den Schwestern ihrer Gemeinschaft selber etwas geben kann. Inzwischen ist es

9 M. Delbrêl: Gebet in einem weltlichen Leben, Einsiedeln 1974, 58

möglich, daß sie die Schwestern um ihr Gebet in dieser oder jener Not bittet und soweit wie möglich von dem erzählt, was in der Gemeinde an Nöten vorhanden ist. Und so beteiligt sie sie möglichst intensiv an ihrem eigenen Dienst und hat zugleich erreicht, daß sich die Schwestern für das, was sie tut, interessieren. So hat sich denn auch die Gemeinschaft für diese junge Schwester geöffnet. An den Abenden, an denen sie im Konvent ist, wird nicht mehr nur das Fernsehen eingeschaltet, sondern es gibt Gespräche über Glaubensfragen, über die Lage der Kirche insgesamt. Es hat sich ein Schriftmeditationskreis gebildet, an dem teilzunehmen allmählich auch die alten Schwestern Mut haben. Das Klima hat sich verändert, verbessert: sowohl im Konvent wie bei der Schwester. Vor einiger Zeit hat sie mir gesagt, daß sie ihren Dienst in der Gemeinde ohne das Bewußtsein, von ihren Mitschwestern und deren Gebet getragen zu werden, gar nicht mehr schaffen könnte, und daß sie sich jedesmal freue, wenn sie vom Dienst „nach Hause“ komme.

Natürlich muß jeder Fall einzeln angegangen und gelöst werden. Das gilt auch für die Probleme in der Familienpflege. Hier wie in den anderen skizzierten Fällen gilt allen Ernstes: Wo ein Wille ist, wo Erkenntnis der eigenen Bedürftigkeit ist und der Gefährdung des ureigenen Charismas, da ist im allgemeinen auch ein Weg zu finden. Die Schwester konnte inzwischen eine ältere Frau aus der Nachbarschaft dafür gewinnen, die Kinder in jener Zeit zu beaufsichtigen, in der weder der Vater noch sie dasein können. Der Einsatz konnte so geregelt werden, daß zumindest mehrmals in der Woche die Teilnahme an der hl. Messe und an einem Teil des Offiziums in der Gemeinschaft möglich ist. Bei allen Beteiligten ist, wenn auch nach schwerem Widerstand, die Einsicht gewachsen, daß eine Schwester nicht unbegrenzt ausnutzbar und verfügbar ist, sich also nicht total den Verhältnissen draußen anpassen kann, so wie das gewohnheitsmäßig erwartet wird. Allen Beteiligten ist inzwischen auch klar geworden, daß die Quelle für das Leben der Schwester nicht wie für die Ehefrau und Mutter in der jeweiligen Familie liegt, in die sie gerufen wird, sondern daß die erste Quelle für ihr Leben ihre geistliche Gemeinschaft und der Ruf Christi ist, der sie in eben diese Gemeinschaft als Ordensschwester hineingestellt hat und der sie täglich im gemeinsamen Gebets- und Gottesdienst für ihren Dienst kräftigen will.

Als die Schwester selber die Prioritäten wieder klar erkannte und begriff, daß tätige Nächstenliebe als Ordensschwester mehr fordert als bloß die Tüchtigkeit einer Sozialarbeiterin, da ließen sich plötzlich mit einiger Phantasie und Findigkeit Lösungen für den Einsatz finden. Die Spannung zwischen dem konkreten Leben in der geistlichen Gemeinschaft, dem geistlichen Leben und dem Apostolat in der Familienpflege sind zwar nicht aufgehoben. Das ständige „Es geht nicht!“ hat sich jedoch so weit gelockert, daß das Ganze „lebbar“ geworden ist.

Noch ein Wort zu den Erwartungen an eine Ordensschwester. Sie beruhen vielfach darauf, daß die Schwestern selbst von vornherein meinen, es sei christlich, sich den Verhältnissen gänzlich anzupassen und bereitwillig nach-

zugeben. Diese Meinung ist falsch. Der Christ bedarf der Gabe der Unterscheidung. Und Ordensschwestern müssen oft Widerstand leisten können gegen Erwartungen, die letztlich zum geistlichen Selbstmord führen, nämlich dann, wenn für gemeinsames Gebet und Leben keine Zeit mehr bleibt und die Überlastung unmerklich zur totalen Bedürfnislosigkeit an Gott und der Gemeinschaft führt. Der nachgiebig scheinchristlichen Verwöhnung der Leute muß um der Rettung des geistlichen Berufes, aber auch um des apostolischen Dienstes willen eine Entwöhnung in Gestalt der entschiedenen Gewöhnung der Menschen daran treten, daß dieser Dienst mehr denn je gerade in unserer Zeit des ständigen Kontaktes mit seinen Quellen bedarf.

Wir kommen zum Schluß. Mir ist natürlich bewußt, daß ich mit diesem Referat ein äußerst dornenreiches Problemfeld aufgegriffen habe. Das macht nichts. Vielleicht es mir eher möglich, es zur Sprache zu bringen, als den unmittelbar Betroffenen. Und darum mußte ich es tun.

Patentrezepte gibt es nicht, aber in jedem einzelnen Fall sind mehr Lösungen möglich als man glaubt. Nur muß jeder der Beteiligten: die einzelne Schwester, der Konvent, die Oberen, der Pfarrer, die Gemeinde, die Einzelfamilie . . . sich bemühen, ein neues Verständnis zu gewinnen für die Quellen einer geistlichen Berufung überhaupt und dafür, daß es bei der Frage, ob die Integration von Gebet, Gemeinschaft und apostolischem Dienst gelingt oder nicht, inzwischen wirklich um Leben oder Tod der geistlichen Gemeinschaften insgesamt geht.

Soviel aber ist sicher: Das skizzierte Problemfeld kann nur dann von dem dichten Dornengebüsch befreit werden, wenn alle miteinander, an erster Stelle aber die Oberen und die jeweils betroffene Schwester selbst um die Gaben des Geistes bitten (vgl. Jes 11,2): die Gabe der Weisheit, der Einsicht und der Erkenntnis dessen, worauf es im Blick auf Berufung und Sendung ankommt, was das Erste und das Zweite, das Unentbehrliche und Unverzichtbare ist und sein und bleiben muß und was nicht. Zugleich bedarf es der Gabe des rechten Rates, die aus ihrem innersten Wesen heraus nach der Gabe der Stärke, des starken Mutes verlangt, damit das als notwendig Erkannte und Angeratene auch wirklich durchgeführt und im persönlichen Widerstand gegen alle Widerstände beharrlich durchgehalten wird. Dies alles ist nötig, weil im Licht der Gabe der Frömmigkeit allererst einsichtig wird: Wer vom Herrn des Geschenkes einer geistlichen Berufung zu einem Leben und Dienst in geistlicher Gemeinschaft gewürdigt worden ist, der vermag nur aus den Quellen einer tiefen, liebenden Gottesfurcht ein Leben lang seine Antwort zu geben. Er trägt diesen Schatz im irdischen Gefäß seines Lebens (vgl. 2 Kor 4,7) und ist dafür verantwortlich, daß er das ihm anvertraute kostbare Gut bewahre bis ans Ende (vgl. 2 Tim 1,14).